

Ausleben



Gedanken
an den Tod
verschiebt
man gerne auf
später

Mena Kost
Annette Boutellier

Christoph Merian Verlag

Mena Kost
Annette Boutellier

Ausleben

Gedanken
an den Tod
verschiebt
man gerne auf
später

Christoph Merian Verlag

Inhalt

Vorwort 6

Sofie Pfister-Odermatt 10

Ralph Gentner 22

Alice Schaufelberger 34

Hesso Hösli 46

Charles Probst 58

Margrith Bigler-Eggenberger 70

Peter Horsch 82

Cecy Renate de Carvalho 94

Werner Arber 106

Liliane und Willi Baur 120

Annie Akuamo 134

Ida Schläpfer Bänziger 146

Bruno Spoerri 158

Erio Marazzi 170

Monica Gubser 182

Dank 194

Impressum 195

Gegen die Angst vor dem Tod
hilft nur eins: darüber reden

Vorwort

Der Umgang mit dem eigenen Tod ist etwas sehr Persönliches. Es ist nicht immer einfach, darüber zu sprechen, auch nicht mit Familienangehörigen oder Freunden.

Viele Junge trauen sich nicht, mit älteren, ihnen nahestehenden Menschen über Tod und Sterben zu reden. Weil sie sie nicht daran erinnern wollen. Und weil es sich – zuerst einmal – pietätlos anfühlt, dem Gegenüber zu zeigen, dass man sich mit dessen Tod auseinandersetzt und damit bereits ein Stück weit Abschied nimmt.

Viele ältere Menschen hingegen schweigen, weil sie die Jüngeren nicht belasten wollen – und manchmal auch, weil sie beschämt sind über ihre eigenen Ängste. Dabei wäre es für beide ein Bedürfnis, darüber zu sprechen.

Das Lebensende ist auch gesellschaftlich eines der am stärksten tabuisierten Themen. Mit dem medizinischen Fortschritt ist der Tod aus unseren Schlafzimmern und Stuben in die Krankenhäuser gezogen. Damit sind die Toten fast komplett aus unserer Umgebung verschwunden, und der Umgang mit ihnen hat sich verändert: Noch bis in die 1960er-Jahre wurden sie zu Hause gewaschen, angezogen und aufgebahrt. Zur Beerdigung wurden die Särge für jedermann sichtbar zum Friedhof gefahren. Heute fehlt die öffentliche Inszenierung; der Tod ist zur Privatsache geworden.

Auf den folgenden Seiten erzählen Frauen und Männer zwischen 83 und 111, wie sie mit dem Tod umgehen. Sie berichten von ihren Gedanken, Ängsten und Hoffnungen. Sie sagen, wie sie am liebsten sterben möchten und wovor sie sich am meis-

ten fürchten. Wie es ist, auf ihr Leben zurückzublicken, und wie es sich anfühlt, nach vorne zu schauen.

Es kommen ausschliesslich alte Menschen zu Wort, und nicht etwa auch junge, todkranke Menschen. Hier soll es um jenen Tod gehen, den sich die meisten wünschen: den Tod nämlich, der irgendwann einfach anklopft – nach einem langen Leben.

Der letzte Lebensabschnitt stellt die Menschen vor grosse Herausforderungen. Auch unter den besten Umständen bedeutet Altwerden loslassen, loslassen und nochmals loslassen. Weil die eigenen Möglichkeiten abnehmen, die Gebrechen zunehmen, die Kraft nachlässt und die Beziehungen weniger werden. In Würde zu altern und schliesslich zu sterben ist eine Lebensaufgabe. Trotzdem – oder gerade deshalb – verliert der Tod für viele alte Menschen an Schrecken. Einige entwickeln sogar eine Art freundschaftliches oder humorvolles Verhältnis zu ihm. Die Gelassenheit und Unerschrockenheit, die Gewissheit, dass einem sowieso nicht mehr allzu viel Zeit bleibt, diese Nähe zum Tod und die Lebenserfahrung hochbetagter Menschen sind inspirierend, berührend und kommen einem nahe.

Die Begegnungen mit den Menschen in diesem Buch waren von Beginn an eine wunderbare Erfahrung: Ich habe Briefe verschickt und viele handgeschriebene Antworten sowie einige E-Mails erhalten. Nur wenige haben abgelehnt. Niemand hat einen einmal vereinbarten Gesprächstermin abgesagt oder verschoben. Die Fotografin Annette Boutellier und ich wurden überall freundlich und offen empfangen. Wir sind uns einig: Nie zuvor haben wir so viele zuverlässige, aufgeräumte und ehrliche

Menschen zum Gespräch getroffen. Es war eine grosse Bereicherung, einen Einblick in all diese Leben zu erhalten.

Die Gespräche für dieses Buch haben zwischen Herbst 2018 und Herbst 2019 stattgefunden. Einige, die wir porträtiert haben, sind unterdessen verstorben. Wir sind glücklich und dankbar, dass wir sie noch kennenlernen durften. Allen Porträtierten möchten wir ganz herzlich danken – für die Zeit, den Mut und das Vertrauen.

Es tut gut, über den Tod zu reden. Weil man ihn damit, zumindest ein Stück weit, gemeinsam akzeptiert. Weil solche Gespräche ein Gefühl der Zusammengehörigkeit befördern – als Menschen. Nicht nur in der Zweierbeziehung, auch in der Gemeinschaft. In einer Gesellschaft, in der oft die Unterschiede in den Vordergrund gerückt werden und das, was uns voneinander trennt, kann die Sterblichkeit eine Kraft sein, die uns zusammenhält. Wenn wir den Tod in der Gesellschaft verhandeln und die Herausforderungen, die er an uns Menschen stellt, anerkennen, dann verbindet er uns. Er erwartet uns alle.

Die einen gehen voraus, die anderen kommen hinterher.

Mena Kost





«
Es
ist
schon
schön,
wenn
man
die
Welt
um
sich
herum
hat
»

Sofie Pfister-Odermatt

*1929

Die Luft ist eiskalt. Sofie Pfister-Odermatt steht auf dem Balkon ihrer Wohnung in Waltensburg/Vuorz (GR). Sie zeigt über den schneebedeckten Garten zu einem blau gestrichenen Neubau hinüber: Dort hat vor Kurzem noch der alte Hof gestanden, in dem sie fast ihr ganzes Erwachsenenleben gewohnt hat. Nun ist die 90-Jährige umgezogen – damit die Jungen bauen können. Der alte Hühnerstall aber steht noch. Sechs Hennen und ein Hahn wohnen darin. Gerade kräht er wie verrückt.

«Er war heute Morgen schon eine Stunde im Freien, die Hennen natürlich auch. Aber eigentlich laufen sie nicht so gerne im Schnee. Wenn der Hahn meine Stimme hört, ruft er trotzdem nach mir; damit ich ihn rauslasse. Tiere sind schon etwas Schönes. Ich möchte nicht ohne sie leben.

Früher habe ich jeden Herbst die alten Hennen gemetzget und neue her getan. Das Metzgen habe ich in der Hauswirtschaftsschule in Zürich gelernt: Du nimmst die Henne und streichelst sie ein bisschen, damit sie ruhig wird. Dann hältst du die Flügel und die Beine zusammen, nimmst einen Stock und haust ihr damit auf den Kopf. Ich schwinge sie sogar zuerst noch an den Füßen, damit sie schon etwas betäubt ist, wenn der Stock kommt. Danach kannst du sie hinlegen und den Kopf abschneiden. Das ist die sicherste Methode – wenn der Kopf weg ist, lebt keiner mehr.

Aber seit einer Weile mag ich sie nicht mehr metzgen. Plötzlich hat mir das so gestunken, ich wollte einfach nicht mehr. Dieses Jahr habe ich fünf Hennen über die Felsen ins Tal geworfen. Ich hatte das mit dem Wildhüter besprochen, er hat gesagt, ich solle das ruhig tun. Es fehle nämlich an Nahrung für die Wildtiere. Aber die Hennen waren schon tot, als ich sie runtergeworfen habe. Ich habe sie so lange behalten, bis sie altershalber gestorben sind.

In letzter Zeit studiere ich schon am Tod rum. Früher habe ich gedacht: Jetzt habe ich noch fünfzig Jahre zu leben, dann noch zwanzig Jahre. Aber jetzt ist nichts mehr da – ich bin 90. Bei uns im Dorf stirbt dauernd jemand. Es gehen immer mehr

von uns, man verliert auch seine Freundinnen. Da fehlt etwas. Die Welt hier unten hat sich stark verändert, es ist nicht mehr so richtig unsere Welt. Nicht nur, dass wir immer weniger Leute kennen, weil alle wegsterben. Auch was die Technik angeht, verändert sich alles. Manchmal verstehe ich nicht einmal mehr die Wörter. Es war schon schöner auf der Welt, als ich noch den Überblick hatte. Ja, der Überblick ist mir gegangen; den habe ich nicht mehr. Aber vielleicht geht es ja allen ein bisschen so? Manchmal scheint mir, sogar den Jungen wachse es hin und wieder über den Kopf mit der Welt.

Als ich kürzlich in Chur unten war, habe ich wieder einmal gedacht: Ich könnte nicht in der Stadt leben. Dort ist es so schwer. All die Steine, die aufeinandergestapelt sind und um einen herumstehen. Hier auf dem Land sieht man die Berge, hier hat man eine Aussicht. Es ist schon schön, wenn man die Welt um sich herum hat.

Geboren bin ich zwar in Stadtnähe, in Knonau bei Zürich. Aber weil mein Vater, ein Pfarrer, eine Lungenkrankheit bekam, musste er nach Arosa zur Kur. Die Mutter und wir Kinder gingen mit. Als er wieder gesund war, hat der Vater gesagt, er wolle nicht mehr runter in die Stadt, in diesen Nebel. Da sind wir nach Furna ins Prättigau und später dann nach Davos. Danach bin ich nie mehr ins Tal gezogen.

Der Tod ist kein Wolf, der am Waldrand steht und vor dem man Angst hat. Nein, der Tod ist etwas Unverdautes. Aber er hat unterschiedliche Gesichter: Wenn man im Krieg sterben muss, erschöpft und hungrig, dann ist der Tod etwas Grausames.

Oder wenn man als junger Mensch weiss, dass man sterben muss – vielleicht sogar mit kleinen Kindern. Das ist natürlich besonders hart, damit kann man nicht umgehen.

Aber wenn man sterben muss, nachdem man ein langes Leben gelebt hat, ist das etwas anderes. Wir Alten müssen weniger zurücklassen. Meine Mutter ist bereits gestorben, mein Vater, mein Bruder, die Schulkameraden – und auch mein Mann. Es hat sich da oben also schon etwas bewohnt.

Erst wenn du jemanden verlierst, weisst du wirklich, wie das ist. Mein Mann Fluri fehlt mir wahnsinnig. Er ist im Jahr 2000 gestorben, er hatte Krebs. Ich habe ihn nicht ins Tal gegeben, ich habe ihn zu Hause behalten. Damals haben wir noch im alten Haus gewohnt. Er ist in dem Zimmer gestorben, in dem er auch geboren wurde. Man konnte nichts mehr machen, das war klar. Ich musste nur schauen, dass er zu essen hatte, gewaschen wurde, auf die Toilette konnte. Wir haben immer darauf geachtet, dass jemand in der Nähe war, damit er rufen konnte. Einmal hat Fluri zu mir gesagt: «Ich weiss, dass ich sterben muss.» – «Ja», habe ich geantwortet, «wir wissen, dass du eine schwere Krankheit hast. Aber jetzt bist du noch hier. Und wenn du dann sterben musst, musst du keine Angst haben. Dann lassen wir dich gehen. Aber wir kommen hinterher.»

An einem Morgen im Frühling ist er dann gestorben. Meine Mädchen haben ihn gewaschen, und wir haben ihm einen schönen «Tschopen» angezogen. Ein halbes Jahr lang habe ich jeden Abend im Bett angefangen zu weinen. Dann, eines Abends im Herbst, habe ich gemerkt: Eigentlich müsste ich jetzt nicht

weinen – ich könnte schon, aber ich muss nicht. Da habe ich gedacht, jetzt weine ich einmal nicht.

Ich hatte schon als Mädchen den Wunsch, eine Familie zu gründen und Kinder zu bekommen. Fluri und ich hatten sechs Kinder; drei Mädchen und drei Buben. Die Zeit, in der die Kinder klein sind, ist schon speziell schön. Mei, habe ich diese «Böbeli» gern gehabt! Ich wüsste nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich keine Kinder bekommen hätte. Fluri und ich haben uns in Waltensburg kennengelernt. Ich leitete dort ein Kinderheim von Pro Juventute. Ich und zwei andere junge Frauen waren für die 32 Kinder zuständig und haben auch gekocht. Am Abend sind oft drei junge Männer vorbeigekommen – zum «Hängeren». So hat das früher geheissen. Wir sind also zusammen in der Küche gesessen und haben Kaffee getrunken und geredet. Ich habe gleich gemerkt, dass Fluri mein Mann wird; bei ihm habe ich mich einfach zu Hause gefühlt. Als ich 26 war, haben wir geheiratet. Hier in Waltensburg, mein Vater hat uns getraut. Und der Schwiegervater hat uns den Hof übergeben. Von meinem Fenster aus sieht man ihn, dort drüben liegt er, der Laufstall ist neu. Heute führt ihn mein Enkel Paulin.

Wenn jemand Angst hat vor dem Tod, dann hilft es, darüber zu reden. Ich habe eine Freundin, die gestürzt ist und sich das Bein ausgekugelt und zerquetscht hat. Seither liegt sie. Ich besuche sie jeden Donnerstag. Mit ihr rede ich viel übers Sterben. Das muss schon sein, das muss man irgendwo abladen. Mir selbst wäre es am liebsten, wenn ich gar nicht merken würde, dass ich sterbe. Wenn ich einfach plötzlich weg wäre und die

Jungen es dann entdecken würden. Wie ich einmal beerdigt werde, überlasse ich auch den Jungen. Nur verstreut werden möchte ich nicht, das ist einfach ein «Seich». Dann gibt es keinen Ort, wo man hin kann. Ausserdem ist der Friedhof im Frühjahr so schön, wenn alle Gräber gemacht sind und es zu blühen beginnt.

Am Abend liege ich manchmal im Bett und studiere. Zum Beispiel über Dinge oder Namen, die ich vergessen habe. Das ist das Alter. Es hat einfach keinen Platz mehr im Kopf, alles ist ausgefüllt vom Erlebten. Wenn es Köpfe zu kaufen gäbe, würde ich mir einen frischen kaufen. Ewig leben wollte ich trotzdem nicht, nein. Aber ein Weilchen lebe ich gerne noch.»













«
Ich
würde
noch
Freunde
einladen
und
Bier
trinken.
Oder
Rotwein
»

Ralph Gentner

*1932

An den Wänden hängt Kunst, die Möbel sind Design-Klassiker, eine Altbauküche, Aschenbecher, das Magazin «The New Yorker» auf dem Fussboden – unter anderem: So stellt man sich die Wohnung eines 87-jährigen Mannes nicht vor. Diese hier hat etwas Altersloses. Genau wie Ralph Gentner. Während das ehemalige Mitglied des Berner Architekturbüros Atelier 5 erzählt, raucht er eine nach der anderen. Das macht er nicht, weil er nervös ist – Ralph Gentner ist die Ruhe selbst. Das macht er immer so.

«Das Rauchen hat mir meine Mutter beigebracht. Ich habe sie nicht mehr besucht, als es ihr schlecht ging, kurz vor ihrem Tod. Ich hatte damals das Gefühl, die Arbeit sei wichtiger. Das bereue ich.

Der Tod beschäftigt mich schon, also mein eigener Tod. Ich stelle mir vor, dass sterben ist wie einschlafen und nicht mehr aufwachen. Ich habe also keine Angst vor dem Sterben. Angst habe ich davor, das bewusste Leben zu verlieren, dement zu werden. Deshalb bin ich bei Exit. Ich bin beigetreten, nachdem ein guter Freund von mir sich mit Exit das Leben genommen hat. Er hatte einen Hirntumor und Angst davor, gaga zu werden. Ich war beim Sterben nicht dabei – das wollte ich irgendwie nicht. Aber am Tag davor war ich bei ihm, habe mich verabschiedet, mit einer kurzen Umarmung.

Ich war sieben, als der Krieg losging. Mein Vater war Deutscher, meine Mutter Schweizerin. Wir hatten das Glück, dass wir in Heidelberg lebten; dort gab es fast keine Bomben. Wenn die Bombengeschwader über die Stadt flogen, hatte ich trotzdem grosse Angst. Wir hatten keinen Keller im Haus. Aber Nachbarn hatten sich in der Nähe einen Bunker bauen lassen, und dorthin bin ich bei Bombenalarm dann gegangen. Meine Eltern nicht, aber ich schon.

Weil es nicht genug zu essen gab, hatten wir Hunger. Ich weiss noch, dass ich mit meiner Mutter zum Ährenlesen ging. Also auf den Feldern aufgelesen habe, was liegen geblieben war. Das Schweizerdeutsch habe ich dank ihr behalten. Ganz oben in unserem Haus wohnte ein Nazi-Pfarrer, also ein ganz schlimmer

Nazi und Pfarrer. Um ihn zu ärgern, hat sie Schweizerdeutsch mit mir gesprochen. Weil er so nicht verstand, was wir redeten. Als der Krieg dann vorbei war und die Amerikaner in Heidelberg einmarschierten, sind meine Eltern vor Freude an die Hauptstrasse gelaufen und haben den Soldaten zugewinkt. Bis ein amerikanischer Offizier angehalten und sie gefragt hat, ob sie eigentlich wahnsinnig seien. Die Soldaten waren nervös und hätten sie erschiessen können.

In unserer Familie haben Ehrlichkeit und Freundschaft viel gegolten – und dass man die Dinge rational betrachtet. Vor allem für meinen Vater war das wichtig. Er war Kernphysiker und musste nicht in den Krieg, weil er einer sogenannten «kriegswichtigen» Arbeit nachging. Aber er hat nicht an der Atombombe gearbeitet oder so. Er hat geforscht. Ich bereue, dass ich meine Eltern nie gefragt habe, was sie eigentlich gewusst haben. Also über die Konzentrationslager. Ich selbst hatte keine Ahnung, ich war ja ein Kind. Aber vom Krieg geprägt war ich schon – von der Stimmung, die herrschte. Wir Kinder waren irgendwie gewalttätig. Nicht untereinander, aber trotzdem. Einmal haben wir zum Beispiel einen sehr grossen Stein ins Rollen gebracht und damit ein Schrebergartenhäuschen weiter unten am Hang zerstört.

Ich fände es nicht schlecht, an einem Hirnschlag zu sterben. Zu wissen, dass ich bald sterben würde, wäre auch in Ordnung – wenn ich nicht leiden müsste. Ich kenne jemanden, bei dem es so war. Er hat noch Freunde eingeladen und sie haben Champagner getrunken. Das würde ich vielleicht auch tun. Also nicht mit Champagner, den mag ich nicht. Aber mit Bier. Oder

Rotwein. Das ist auch für die Freunde schön. Für sie ist es traurig, wenn ich sterbe. Für mich nicht – ich bin dann ja nicht mehr da.

Als mein Vater im Sterben lag, habe ich ihn noch besucht. Er hatte eine Nervenkrankheit. Man hat nie darüber gesprochen, aber ich habe immer gedacht, dass sie vielleicht mit dem früheren Umgang mit Radioaktivität zu tun hatte. Bei diesem Besuch hat er mit mir über die Zeit nach seinem Tod gesprochen. Dass ich meine Mutter besuchen solle und so. Es war ein ganz nüchternes Gespräch – ganz ohne Trauer. Das ist mir stark geblieben.

In meiner Küche habe ich einen Friedhof mit Fotos von allen meinen Verstorbenen. Manchmal kommen mir beim Betrachten Situationen in den Sinn, die wir zusammen erlebt haben.

Als der Krieg vorbei war, mit 14, haben mich meine Eltern in die Schweiz geschickt. In Heidelberg gab es keine Schulen mehr, und weil ich in Basel eine Tante hatte, kam ich zu ihr. Diese Familie war viel bürgerlicher als meine eigene. Man hatte vorgefasste Meinungen. Das war nicht ganz einfach. Zum Phil.-I-Studium bin ich dann nach Freiburg gegangen. Aber das war mir zu viel unnützes Geschwätz, und ich begann Architektur in Karlsruhe zu studieren. Dort hatte ich eine gute Zeit: Wir hatten einen grossartigen Professor, Egon Eiermann, und ich gehörte zu einer Gruppe von Studenten, die in einer Siedlung aus den 30ern lebte und sich «Männer-Staat» nannte.

Gleich nach dem Studium habe ich mich beim Atelier 5 in Bern beworben. Ich hatte aus einer Literaturzeitschrift von diesem Architektenkollektiv erfahren. Das war die beste Entscheidung meines Lebens. Sie haben mich genommen, und 1958

bin ich nach Bern gezogen. Zuerst war ich Angestellter, später Partner. Ich blieb mein ganzes Arbeitsleben dort. Das Atelier 5 hat mein Leben ausgemacht.

Früher habe ich gedacht, dass ich im Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof Bremgarten beerdigt werden möchte. Dort war ich schon an vielen Beerdigungen. Es gab da so einen grossen Stein mit einer Klappe an der Stirnseite. Diese wurde geöffnet und die Asche aus der Urne hineingekippt. Es hat ja immer noch ein paar «Knöcheli» in der Asche und die hat man dann gehört. Das hat mich fasziniert. Aber jetzt ist dort alles anders, und ich habe mir gedacht, dass meine Asche entweder in die Aare oder ins Mittelmeer gestreut werden soll. Das Mittelmeer fände ich eigentlich schöner.

Ich habe keine Kinder – auf alle Fälle keine, von denen ich weiss. Es war auch nicht mein Plan, Kinder zu bekommen. Als Testamentsvollstrecker habe ich mein Patenkind und einen Freund eingesetzt. Ich denke, sie würden das mit der Asche für mich machen.

Mit dem Leben, das ich führe, bin ich zufrieden. Am Morgen mache ich mein Frühstück. Am Mittag kaufe ich mir ein Birchermüesli oder gehe ins Restaurant Commerce – aber erst um 13:30 Uhr, dann hat es Platz. Nachher gehe ich einkaufen; ich koche jeden Abend für mich. Dann schaue ich ein wenig fern oder lese einen Krimi. Zurzeit arbeite ich ausserdem an einem Buch, zusammen mit einem Freund aus Barcelona. Es heisst «Die sanfte Moderne» und geht um Häuser aus den 20er- und 30er-Jahren, die in Bern stehen und vom Bauhaus inspiriert sind.

Ich habe viele Freunde, die jünger sind als ich – zwanzig, dreissig Jahre. Sie werden nach mir sterben. Das ist ein grosses Glück für mich und für meine Lebensqualität als Greis. Wir essen zusammen, fahren in die Ferien, so was. Im Alter muss man junge Freunde haben, sonst redet man immer nur über die alten Zeiten. Man muss über das reden, was jetzt ist.

Wenn ich Tram fahre, schaue ich die Jungen an und versuche mir vorzustellen, wie sie aussehen werden, wenn sie alt sind. Und ich schaue die Alten an und versuche, sie mir jung vorzustellen. Das mache ich gerne. Wenn ich einsteige, steht manchmal das halbe Tram auf. Dann frage ich mich schon, wie die Leute mein Alter sehen. Obwohl: Sie stehen nicht immer auf. Ich bin mir nicht sicher, aber es könnte davon abhängen, ob ich den Hut trage oder nicht.»



